

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1906

233 (6.10.1906) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 40

Die zwei Richter.

In Lugano in einer kleinen Pension vor der Stadt habe ich sie kennen lernen, die beiden Richter. Das sind nun schon ein Dutzend Jahre her. Sie gingen fast immer vor und nach den Mahlzeiten in dem großen Garten spazieren, durch dessen Bambusgehölze der tiefsaure Schimmer. Regelmäßig waren sie in eifrigen Diskussionen, die sich oft zu lauten erregten Auseinandersetzungen gestalteten. Genau genommen erregte sich immer nur der eine von ihnen, ein magerer, mittelgroßer Herr in den vierziger Jahren mit dunklem kurz geschneitem Haar und graumeliertem, struppigen Spitzbart. Zwischen seinen herabgezogenen Augenbrauen standen zwei tiefe, scharfe Stirnrunzeln. Seine Gesichtszüge waren wie in fortwährender Anstrengung des Denkens zusammengezogen und aus seinen dunklen Augen sah immer ein suchendes Ernst. Höchstens blühte einmal ein melancholischer Humor darin. Während dieser Diskussionen nahm er mit seinen kurzen Beinen keine Schritte, jedoch der andere oft hinter ihm zurückblieb. Dieser war ein großer starker Mann, etwa im gleichen Alter wie sein Kollege, mit blonden Bartstoppeln und sauber ausgearbeitetem Haar. Gewöhnlich trug er den feinen Panamahut in der Hand und tupfte mit einem feidenen Taschentuch leicht den Schweiß von der hohen, glänzenden Stirne. Auf seinem gesunden, fetten Gesicht lag das angenehme Bewußtsein, sich in allen Dingen auf dem richtigen Weg zu befinden. Die großen, etwas wässrigen Augen drückten ein herablassendes Wohlwollen für die ganze Welt aus. Seine Art zu gehen, war der Jubelzug ruhiger Selbstsicherheit. Auch über die kirchlichen Rituale ging er, als ob es türkische Teppiche wären. Während des Gesprächs mit dem Kollegen lächelte er zumeist nachsichtig, wehrte wohl auch einmal sanft ab, wurde aber nie heftig. Er war seiner Sache immer ganz sicher.

Beide waren deutsche Landgerichtsräte aus dem Süden des Reiches, und ihr häßliches Gesprächssthema war die Todesstrafe. Das konnte man jedesmal hören, wenn man an ihnen vorüberging. Bei Tisch saßen sie glücklicherweise weit auseinander, und so hatte die kleine Tafelgesellschaft Gelegenheit bei dem einen der beiden Herren, dem dunklen magern, auch eine andere Begabung als die juristische zu entdecken. Er zeichnete gern während des Essens sehr lustige Karikaturen von den Mitgliedern der Tischgesellschaft auf kleine Papierchen und ließ sie zum Gaubium der Anwesenden herumgehen.

Eines Tages ging ich auf den Monte Bre, den lastenienbewaldeten Berg, zu dessen Füßen Lugano liegt. Auf dem Weg traf ich den einen der beiden Richter, Dr. Frey hieß er. Er wollte gerade umkehren und nach Hause gehen; aber er änderte seine Absicht und stieg mit mir den Berg, den er eben herabgestiegen, wieder in die Höhe. Als wir an eine Stelle kamen, wo der Pfad hoch über dem See hinüberführte und der üppig bewachsene Abhang steil in die blaue Luft abfiel, drängte sich mein Begleiter immer ängstlich an die Bergwand, obwohl nicht die geringste Gefahr eines Absturzes vorhanden war. Als er sah, daß ich trotz seiner Bemühungen seine Ängstlichkeit bemerkte, sagte er plötzlich:

„Ja, sehen Sie, so ist man! Mitte der vierziger bin ich erst und kann diesen einsätzlichen Berg, den selbst alte Jungfernen gehen, nicht allein machen; und selbst, wenn jemand bei mir ist, bekomme ich diesen verfluchten Schwindel und diese Angst!“

„Ich möchte ihn ablenken und von der Gegend sprechen; er aber hörte nicht darauf.“

„Nerven — sagen die Ärzte —“ fuhr er fort. „Ja, Nerven! Unfami! Ich war ein gesunder Mensch. Mein Beruf hat mich ruiniert!“

Er schwieg, hieb, nachdem wir wieder vom Abhang weggekommen waren, mit dem Stod in einige überhängende Kastanienzweige und sagte dann:

„Sie haben mir erzählt, Sie hätten zwei Anaben. Lassen Sie keinen davon Richter werden. Ich sage nicht gerade Ja, aber ich sage Richter.“

„Da hat's keine Gefahr.“ — meinte ich lächelnd.

„Eigentlich ist es mehr zum Weinen als zum Lachen, wenn Sie mir das nicht übel nehmen wollen.“ — erwiderte er.

„Ganz und gar nicht“, antwortete ich.

Da legte er mir die Hand auf die Schulter und sagte: „Kommen Sie, setzen Sie sich zu mir hier auf diese Bank. Ich will einmal einem Menschen meine Geschichte erzählen.“

Und er erzählte, zuerst stichweise und sich oft unterbrechend, dann aber auf einmal in fließender Rede:

„Ein Vater wollte ich werden. Na, das wollen viele, und es ist ein Glück, wenn man sie daran hindert. Bei mir war's ein Unglück. Nicht weil ich mir einbilde, ich hätte außerordentliches Geistes, aber ich hätte wenigstens meinen Beruf nicht verfehlt. Meinem Herrn Vater war der Vater nicht fein genug und außerdem: einer in der Familie mußte immer Jurist werden und die Staatskarriere einschlagen. Das war bei uns seit Generationen eine heilige Familien tradition. Da ich der einzige Sohn war, so fiel dieser Fingel mir auf den Kopf. Ich wehrte mich, wehrte mich schwer, als ich die Universität besuchen sollte. Mit dem Vater wäre ich schon fertig geworden, das heißt, ich wäre ihm einfach durchgegangen, auch auf die Gefahr hin, daß er mich ohne Geld lassen hätte! Aber die Mutter! Sie hat mir kein Wort gesagt und mich nicht ermuntert, des Vaters Willen zu tun, aber wissen Sie, die still ertragene Trauer in den Augen einer Mutter! Der widersteht man nicht leicht. Sie hätte mir gerne geholfen zu meinen Wünschen, aber mein Vater war ein Tyrann, und sie hätte schwer leiden müssen. Ihr zu lieb hab ich die Augen zugebückt und bin mit gleichen Füßen, gerade, als ob mir Spaß machte, schließend in die Juristerei hineingesprungen.“

Er machte eine Pause und malte Figuren mit dem Stod in den Sandboden. „Bilder aus der Studentenzeit mögen in ihm aufgegriffen sein.“

„Ach was!“ — fuhr er unermittelt fort. „Das gehört nicht hierher. Kurz, ich bin nach dem Examen rasch abgezogen und war bald zweiter Staatsanwalt. Ich galt zwar als unscheinbar in meinen Staatsantagen, aber ich hatte eben gar kein Talent zur Schmei. Ich hätte, offen gestanden, damals manchmal so einem kleinen Dieb oder Betrüger, oder Kaufbold gesagt: „Hören Sie, Sie sind doch, wie können Sie sich mit solchen Kumpereien das Leben ruinieren? Drei Monate Loh und Sie sind kaputt für die Welt. Der größte Strich, der sich nie erwischen läßt und immer seine Wäsche trägt, sieht auf Sie als Auswurf der Menschheit herunter, wenn Sie auch später noch so ein ordentlicher Kerl werden, und wenn Sie Ihre dumme Geschichte nur aus Unüberlegtheit begangen.“ Innerlich war's mir oft so. Aber ich hielt doch die vorchriftsmäßige Rede und nahm es auch nicht tragisch, wenn einer einen Monat über das Mindestmaß hinaus erhielt, das ich gewöhnlich beantragte. Aber das hab ich bald, daß ich als Staatsanwalt keine Karriere machen würde. Meine Vorgesetzten hatten das wahrscheinlich noch früher bemerkt als ich, und da ich für einen lebenslänglichen Amtsrichter doch zu geistig war und mein Vater gute Verbindungen mit oben hatte, so wurde ich bald Landgerichtsrat. Zwar galt ich auch in dieser Stellung als Sonderling, ganz besonders, weil ich in meinem Arbeitszimmer zu Hause das Bild von der Ehebrecherin und den Pharisäern hängen hatte, zu denen der Nazarener sagt, derjenige, der noch kein Schweinehund gewesen, solle den ersten Stein bei der Steinigung der Sünderin aufheben. Auch war es bekannt, daß die Urteilsberatungen immer deswegen so lange gingen, weil ich das Strafmaß jedesmal herabdrücken wollte. So war ich ein seltsamer Richter. Ich freute mich kindlich über jeden Tag, den ich für einen meiner unfreiwilligen Kunden herunterhandeln konnte. Meistens waren es, menschlich gesprochen, keine sehr schlimmen Dinge, um die es sich handelte, obwohl die Staatsanwälte überfließen von Entrüstung über die Verurteilung der Angeklagten. Sogenannte schwere Verbrechen, wie man sie nennt, kamen mir nie in die Hände, und so frug ich mich Amt, an dem ich gerade keine Freude hatte, immerhin, ohne es als Last zu empfinden, und war glücklich, neberher meinen Kunstliebhabereien nachgehen zu können. Aber es kam anders.“

Er nahm den Hut ab, fuhr sich nervös über den Kopf und sein Gesicht bekam einen ähnlichen Ausdruck, wie an der Felswand, wo er hinabzufallen fürchtete.

„Na, das war ein böser Fall. Ein Kapitalfall! Hat da ein Arbeiter, dem seine Frau gestorben war, seine Stellung verloren. Ganz ohne seine Schuld. Er hat zu Hause drei Kinder sitzen, drei kleine Mädchen, von fünf, drei und zwei Jahren. Eine Schwester besorgt ihm die Kinder, läuft aber davon, als der Bruder seine Stellung findet. Der Mann, der nie dorbestraft war und einen guten Lohn und hatte, läuft attemmäßig nachgewiesenermaßen siebzehn Tage lang von Fabrik zu Fabrik, von Haus zu Haus und findet nichts. Der Hausvater will ihn auf die Straße setzen und den Hausleuten wird das Hüften fremder Kinder auch zuviel. Da sagt er am Abend des siebzehnten Tages, wo er außer Stellung war: „Im Rhein wären die drei am besten aufgehoben.“ Dann läuft er noch drei Tage umher, hungrig, verzweifelt, berückt. Am Abend des dritten Tages geht er mit den Kindern auf die Rheinbrücke und wirft sie hinab. Die Anklage lautet auf Mord. Der Staatsanwalt hält die Ueberlegung für außer allem Zweifel liegend. Der Angeklagte gibt selbst zu, drei Tage lang habe er sich die Sache überlegt. Trotzdem stellt der Verteidiger natürlich die Unterfrage auf Totschlag ohne Ueberlegung. Der Mann auf der Anklagebank antwortet: „Doch, ich hab mir's drei Tage lang überlegt. Den Kindern ist jetzt wohl. Sie brauchen nicht mitzumachen, was ihrer erwartet hätte.“ Der Staatsanwalt hält das für den höchsten Grad von Emissus und er setzt, gegen die Geschworenen gerichtet, mit heftiger Stimme hinzu: „Der Mann hat erwiesenermaßen sozialdemokratische Ansichten.“ Die Geschworenen haben einen schweren Stand. Der Angeklagte ist in ihren Augen kein Mörder, aber das Gesetz sagt: Wer mit Ueberlegung tötet, begeht einen Mord und der Angeklagte selbst gesteht zu, daß er sich's überlegt habe. Vier Stunden beraten sie. Ihr Wahrpruch lautet auf Mord, aber sie haben gleich eine Petition an den Landesherren auf Begnadigung aus dem Beratungszimmer mitgebracht. Der Staatsanwalt beantragt nach dem Gesetz die Todesstrafe. Die Richter — und ich bin dabei — müssen den Mann zum Tod verurteilen. Wir müssen! Ich mußte. Es gibt sonst nichts anderes auf Mord. Alle ratens in der Ueberzeugung, der Mann werde begnadigt. Der Staatsanwalt selbst hatte uns, bevor wir uns zur Urteilsberatung zurückzogen, zugesichert, er werde sich persönlich für die Begnadigung verwenden. Als das Todesurteil verlesen wurde, sah der Beurteilte gerade mich mit einem Blick so maßlosen Entsetzens aus den weit aufgerissenen Augen an, daß mir übel wurde. Er hatte offenbar, trotzdem der Verteidiger, wie ich später erfuhr, gewarnt hatte, für seine Ehrlichkeit erwartet, nicht als Mörder angesehen zu werden und auf ein paar Jahre Gefängnis gerechnet. Was er für seine dreitägige Ueberlegung ausgab, war nichts, als der Kampf eines müdegeheuten, verzweifelten Gehirns gegen eine wahnsinnige Zwangsidee. Er meinte wie ein Kind, als er abgeführt wurde. Nach vier Wochen lag er unter der Guillotine. Einflüsse hatten sich beim Landesherren gegen die Begnadigung geltend gemacht. Einflüsse! Wissen Sie, was das sind, Einflüsse? — Weiber, Pfaffen!“

So der Landgerichtsrat. Er gitterte vor Erregung. Aber plötzlich wurde er ganz ruhig und sagte monoton und mit einer fast furdurben Gleichgültigkeit: „Wissen Sie, was das ist, einem Menschen das Leben zu nehmen? Nicht mit einer Kugel oder einem Stich in der Wit, sondern es ihm nehmen zu müssen, langsam, mit allerhand feierlichem Geschreibsel und gelehrter Begründung!“

jedoch, daß auch viele andere Kuren und Operationen, die ärztlich vorgenommen werden, recht schmerzhaft seien und doch heilsam wirkten.

Wissenschaftliches.

Th. Die Gräber von Cundinamarca. Die Hilfe der Chemie wird in unseren Tagen bei den Altertumsforschungen nicht selten in Anspruch genommen. Chemiker haben die Streitfrage, ob die Wüstensäulen der Alten bemalt gewesen seien, entschieden, indem sie an diesen Bildwerken die Reste von mineralischen Farben nachwiesen. Bei der Untersuchung der goldenen Figuren in den Gräbern von Cundinamarca und Beragua ist die Wissenschaft wieder zu interessanten Ergebnissen gelangt. Jene Gräber erinnern an die Chibchas, ein mächtiges Volk, das in den Zeiten der Entdeckungen einen ähnlichen Kulturstaat bildete, wie die Azteken in Mexiko, die Quichen in Guatemala und die Inkaölker in Peru. Man hielt die in ihren Gräbern gefundenen Figuren bisher für reines Gold, und an den Fundorten waren bereits Kalifornier eingetroffen, um dem Boden seine vermeintlichen Goldschätze zu entziehen. Sie haben sich enttäuscht wieder entfernt, es gibt in den dortigen Flüssen nicht einmal Waschgold. Wie die Allgemeine Zeitung mitteilt, hat Wöhler die von Morik Wagner mitgebrachten Figuren von Beragua chemisch geprüft und eine Legierung des Goldes mit Silber und Kupfer entdeckt. Die Verhältnisse der drei Metalle sind folgende: Gold 57,75, Silber 4,78, Kupfer 37,46.

Dieselbe Legierung hat Uricóncha bei den goldenen Götzenbildern aus den Gräbern von Cundinamarca gefunden. Es entsteht nun die Frage, wie jene alten Völker zu den Metallen gelangt sind. Die Einwohner von Beragua hatten wenigstens Gold in der Nähe, aber Kupfer fehlte ihnen, wie den Erbauern der Gräber von Cundinamarca durchaus. Daß beide sich dieses Metall verschaffen konnten, läßt auf einen Verkehr schließen, der viel ausgebehnter war, als man gewöhnlich annimmt.

Gesundheitspflege.

Das Baden in Vergangenheit und Gegenwart. Seitdem die Kirche im Mittelalter das Baden wegen der Unsitte, die sich dabei entwickelten, für sündhaft erklärte, hatte es lange Zeit nur eine sehr geringe Verbreitung. Erst neuerdings kommt es als dringende Forderung der Hygiene wieder mehr in Aufschwung, wiewohl die Art des Badens vielfach neue Formen angenommen hat. Generalarzt Meißner beleuchtet in der Frankfurter Wochenschrift Umschau die modernen Arten des Badens und kommt zu dem Schluß, daß unsere Väter mit ihren primitiven Badeeinrichtungen jenen Forderungen besser entsprochen haben als wir. Wir stehen im Zeichen des Brausebades und der Schwimmbäder. Was letztere betrifft, so ist sie nur ein schwacher Ersatz für das Baden in Flüssen und Seen, denn sie entbehrt des reinigenden Einflusses der freien Luft, der Sonne und mancher grünen Wasserpflanzen, die Sauerstoff abzugeben vermögen. Ja selbst wenn das Leitungswasser sich in vielen Fällen als besser erweist als das Fluß- oder Seewasser, so wirkt das Bad in der freien Natur mehr kräftigend und lebend. — Vielleicht kommen hier psychische Faktoren in Betracht. Natürlich wirken auch andere Ursachen mit. Meißner weist auf die Beschaffenheit der zum An- und Auskleiden und Baden benutzten Räumlichkeiten hin, die unvollkommen gelüftet und erleuchtet werden und daher meistens mit einer schweren, feuchten Luft angefüllt sind. Besonders wichtig ist aber der Umstand, daß das Wasser der Bassins in der Regel nicht genügend erneuert wird. Diesem Mißstand ließe sich ohne übermäßige Kosten abhelfen, indem man das benutzte Wasser durch geeignete Filtration wieder gebrauchsfähig machte. Noch weniger wirksam als das Schwimmbad in geschlossenen Räumen ist das Brausebad, das neuerdings sehr in Aufnahme gekommen ist, weil es die Möglichkeit gewährt, das Baden größerer Gruppen von Schülern oder Soldaten in kurzer Zeit zu erledigen. Die gebräuchliche lauwarme Dusche hat eine geringe physiologische Wirkung, weil die Aregung des Blutkreislaufs und des Stoffwechsels fortfällt, die beim kalten Wasserbad durch das Zusammenziehen und die nachfolgende Ausdehnung der Blutgefäße an der Körperoberfläche erzielt wird. Außerdem ist auch die freie Bewegung, vor allen Dingen die sehr zweckmäßige Schwimmbewegung, ausgeschlossen.

Schließlich ist der Wert der Brause als Reinigungsmittel sehr gering. Eine viel gründlichere Reinigung wird durch das uralte Dampfbad erzielt, das schon lange vor Christi Geburt im Gebrauch war, gegenwärtig aber hauptsächlich nur bei den Russen und Türken üblich ist. Seine geringe Verbreitung ist um so mehr zu bedauern, als seine Herstellung billig und einfach ist. In seiner primitivsten Form besteht es aus einem Bretterhaus, einem Steinofen und einer Bank, auf der man während des Badens liegen und sich abseifen kann. Der Dampf wird durch Uebergießen des Ofens mit Wasser erzeugt. Die mit Wasserdampf gesättigte Luft erreicht eine Temperatur von 50—60 Grad Celsius, wodurch ein Schweißausbruch gefördert wird, der seine reinigende Wirkung auf alle Ausführungsgänge der Hautdrüsen nicht verfehlt. Außerdem gewährleistet der bei feinem anderen Bad amwendbare Wärmegrad eine große Löslichkeit der Seife und der am Körper anhaftenden Schmutzstoffe.

Im Interesse der Volksgesundheit tritt Meißner lebhaft für die Wiedereinführung der Bademethode unserer Väter ein.

Allerlei.

Heirat mit Hindernissen. Ein Flecken Erde in Deutschland, dessen Bewohner selten heiraten, ist die Insel Ruben im Greifswalder Bodden. Das kleine Eiland ist für gewöhnlich nur von einigen Kofen, deren Familien und einem Lehrer bewohnt. Vor 40 Jahren fand dort die letzte Hochzeit statt; die nächste wurde gefiern, am 5. Oktober, gefeiert. Auf einer solchen kleinen abgelegenen Insel in den „Hafen der Ehe“ zu gelangen, ist gar nicht so leicht; denn nicht bloß der Wille ist dort maßgebend, sondern auch Wind und Wetter sprechen ein Machtwort mit. So auch bei der Hochzeit vor 40 Jahren. Die Insel gehört zum Kirch-

spiel Strölin; der Pfarrer muß also immer erst eine Seereise von mehreren Seilen machen, bevor er zur Trauung kommt. Alle Vorbereitungen zur Hochzeit waren damals getroffen, allein der Geistliche fehlte. Er wurde durch ungünstige Winde auf der Greifswalder Die festgehalten. Das junge Rubener Paar wandte sich nun an den Pfarrer in Wusterhufen, der als Notvertreter die Trauung vollzog. „Doch mit des Geistes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten.“ Die See wurde immer unruhiger, und so wurde dem Wusterhufener Pfarrer die Rückkehr zum Festlande unmöglich. Die See tobte mehrere Tage, und so mußten die beiden Paare, jeder auf einer einsamen Insel, eine mehrere Tage währende unfreiwillige Gefangenschaft durchmachen. Hoffentlich ist das Brautpaar, um das es sich dieses Jahr handelt, glücklicher und mit weniger Umständen in den Hafen der Ehe gekommen.

Auf eine Heiratsannonce, nach der ein hübsches junges Mädchen mit 100 000 Mark Wittgift einen passenden Lebensgefährten suchte, sandte ein junger Beamter von Dahlhausen, dem die Sache recht vorteilhaft vorkam, eine Offerte ein. Kostwendend solate ein Brief, worin die Photographie der reichen Dame gegen Nachnahme von drei Mark angeboten wurde. Einverständnis. Das Bild kam und gesiel. Sofort schrieb unser Held nach Berlin und erklärte sich zur Hochzeit bereit. Einige Tage später kam die Postschiff, daß die Dame leider schon „anderweitig“ vergeben sei. Das Heiratsbureau hatte aber noch andere Damen auf Lager. Es erklärte sich bereit, drei Photographien gegen Nachnahme von neun Mark zur Auswahl zu senden. Auch jetzt merkte der Jüngling noch nichts Böses. Die Bilder trafen ein. Kaum hatte er die Auswahl getroffen und wollte antworten, als die Mitteilung kam, daß alle drei Damen „vergriffen“ seien. Die Berliner Firma empfahl weitere Photographien das Stück zu drei Mark. Doch jetzt noch der Liebende kunte und merkte, da er seine zwölf Mark los war, was für ein Schlauberger der Firmeninhaber gewesen.

Gebete um gutes Wetter hat das fürsterzbischöfliche Ordinariat in Wien angeordnet. In dem Erlaß heißt es:

Um von Gott eine Verringerung der ungünstigen Witterungsverhältnisse zu erheben, ordnet das fürsterzbischöfliche Ordinariat an, daß in der heiligen Messe die Collecte pro quacunqne necessitate: Deus refugium nostrum unter Aufsetzung der bisher angeordneten Orationes und bei dem heiligen Segen das Gebet in jeder Not (29) genommen werde.

Das Abhalten einer Betsinnde wird dem Ermessen der hochwürdigsten Herren Pfarrer und Pastoren der Kirchen überlassen.

Vom fürsterzbischöflichen Ordinariat in Wien.

Wenns regnet, Vittgebete, wenns bligt und donnert, vielleicht allgemeines Wetterläuten von allen Kirchtürmen. Wenn in den Meiereien der äußeren Bezirke von Wien die Kühe schwer kalben, werden die geistlichen Herren zu Hilfe gerufen. Fragt sich nur, wozu der Staat in Wien noch eine meteorologische Zentralanstalt unterhält, wenn ohnedies die Wetterbeter in allen Kirchen arbeiten?!

Herbst.

Von Rudolf Lavant.

Im Weiser raschelt schon das dürre Rohr, Der Stwind weht und meine Schwalben fliehen, Und lausch' in dunkeln Nüchten ich empor, Hör' ich die Wandervogel lärmend ziehen. Die Blumen fränkeln und die Snotpe säumt; Die Nacht ist kalt — wie soll die Hülle springen? Der schöne Sommertraum ist ausgeträumt, Und Abschied nahm er mit den Schmetterlingen.

Und fragen muß ich, ob nicht auch zerstiebt, Was ich mit warmem Herzen mir erlesen, Was ich gehofft, ersehnt, erstrebt, geliebt, Und ob nicht alles nur ein Traum gewesen. Die Sterne bleichen und das Licht erlischt, Die Welt im Innern wird dem Tod zum Raube, Und ihrer Schönheit graue Mäße misst Sich mit des Herbstes braunem, welkem Laube.

Doch nein! ein Glaube, warm wie Sonnenschein, Dem früh das Herz begeistert aufgefliegen, Vefflügelt heute noch mein tiefstes Sein — Er ward nicht weh und hat mich nie betrogen. Den Unterdrückten wird Gerechtigkeit; Stark wie ein Adler, treu wie eine Taube Ist mein Vertrauen auf die neue Zeit — Und rüstig schreit' ich aus im welken Laube. —

Humoristisches.

Im Ministerium. Erster Rat: Was ist denn das? Auf diesem Schriftstück hat sich Erzengel Bobdielky unterzeichnet; wieviel schreibt er sich auf einmal mit y? — Zweiter: Na, er hat jedenfalls genug vom dem Tappel auf dem i.

Bei der Festlichkeit. Hausfrau: Was ist denn hier los? — Dienstmädchen (stöhnend): O, ich bin mit dem Kopf gegen die Tür gerannt! — Hausfrau: Um Gotteswillen, haben Sie mich erschreckt! ... Ich dachte schon, Sie hätten die Bowle fallen lassen.

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, G e d u. Cie., Karlsruhe i. B.

Und das noch einem Menschen, der den Tod nicht einmal verdient hat? ...

Er schweig. Ich konnte nichts sagen. Jedes Wort wäre leichtes Geschwätz gewesen...

Am andern Tage reiste ich ab. Erst in den letzten Wochen — zwölf Jahre sind seitdem vorüber...

Am andern Tage reiste ich ab. Erst in den letzten Wochen — zwölf Jahre sind seitdem vorüber...

Gesellschaftliches.

Merke Gedanken von Otto Weiß.

Den Leuten zu zeigen, wie viel man von sich hält, ist unschädlich; im Gegenteil...

Es ist unanständig, von gewissen Dingen zu sprechen, als sie zu tun.

Ein Adieu, das man diesem und jenem sagt, darf nicht zu freudig klingen.

Dehne einen Besuch nicht zu lange aus — und entferne dich wenn möglich kurz vorher...

Wenn ein Mann, durch Zufall, eine schön gewachsene Dame plötzlich im Regleise erblickt...

Der Respektsperson gebührt allemal der Vortritt — auch dann, wenn ihr ein Fußtritt gebührt.

Wie ein Bülferpsychologe versichert, bestehen die geselligen Zusammenkünfte in vielen Ländern aus zwei Hauptteilen: Essen und Trinken.

Manche Gesellschaft ist nur solange fein, solange sie steif ist — und manche nur solange lustig, solange sie ordinär ist.

Man muß trachten, sich in Gesellschaften beliebt zu machen; dies kann zu einer guten Heirat oder zu einem andern guten Geschäft führen.

Sei geprüdlich; aber — laß auch an der e sprechen; denn in Gesellschaft hat fast jeder etwas zu sagen, was die übrigen wenig interessiert.

Es gibt einen unsterblichen Konversationsstoff: Wie die Bitterung heute ist, wie sie gestern war und wie sie wohl morgen sein wird.

Geistreich in einer größeren Gesellschaft zu sein — das ist geradezu anmaßend!

Auch darf man da nicht über Politik und Religion disputieren: man kann so leicht durch eine vernünftige Meinung Anstoß erregen!

Wohl dürfen Leute, die zusammenkamen, um sich gegenseitig zu unterhalten, sich gegenseitig einjähler n — doch dürfen sie nicht einjähler n.

Wer eine Anekdote „den Antwefenden“ zum besten gibt, der trachte, die Pointe mit einem Schnellzug, nicht mit einer Postkutsche zu erreichen.

Wenn man unter andern gerade von künstlichem Teint oder künstlichem Buchs spricht — dann soll eine Dame, die sich davon getroffen fühlt, ganz umfänglich zuhören — und mit feiner gefärbten Wimper zucken.

Damen sollten sich, wenn Zuschauer da sind, weder küssen noch umarmen; wie denn überhaupt in Gesellschaft keinerlei feindliche Gesinnung gezeigt werden darf.

Gegen diese und jene Dame darf ein Herr sich keinesfalls frei nehmen — solange noch jemand zugegen ist.

Am allgemeinen Geige die Dame dem Herrn so viel Referbe, daß er merkt, wie bald sie bereit ist, diese abzulegen.

Der männliche Händedruck, der einer jüngeren Dame gilt, darf nicht länger als eine Viertelstunde währen.

Bringt jemand — vor oder gar nach dem Essen — ein Lied schlechtes zu Gehör, dann beurteile man ihn ebenjo falsch, wie er gesungen hat.

Wenn auch ungesogene Kinder deiner Bekannten, „da sind“, dann nimm sie freundlich bei der Hand, statt unfreundlich bei den Ohren.

Wenn Sie, mein Herr, mit einer hübschen, stark defollierten Frau sprechen, dann — dann schickt es sich, daß Sie ihr auch zu hören!

Die astronomischen Entdeckungen des Jahres 1905.

(Nachdruck verboten.)

Wenn über die astronomischen Entdeckungen eines Jahres zu berichten ist, dann handelt es sich meist um wenig aufregende Begebenheiten. Meist sind es kleine Planeten oder Kometen, um die das Tatsachennaterial bereichert wird.

Von den im Jahre 1904 entdeckten Kometen konnte der erste 1905 bei langsame Beobachtung noch 5 Monate hindurch beobachtet werden, sodaß er im ganzen 415 Tage sichtbar gewesen ist.

Der Endische Komet, der erst zu Anfang 1905 in die Sonnennähe gelangte, wurde bereits im September 1904 von Kopff in Heidelberg photographisch als schwacher Nebel beobachtet.

Der Endische Komet hat ferner dadurch besondere Bedeutung erhalten, daß bei der scharfen Berechnung und aufmerksamen Verfolgung seiner Bahn sich in seiner Bewegung zum erstenmale gewisse Eigentümlichkeiten offenbarten.

Die letzten Beobachtungen der Hottentotten-Kriegssteuer...

Die Hottentotten-Kriegssteuer.

Anlässlich des der Brausteuer und der damit verknüpften Bierpreiserhöhung haben an mehreren Orten entbranntem Bierkrieges veröffentlicht das Samb. Echo in seiner Wochenplauderei folgende Verse...

Als die Deutschen stolz geworden, Jagen sie von ihrem Norden In das heiße Afrika Und belamen Kängel da Mit den Hottentotten.

Kreuz und quer durch Sand und Steine Schleppten sie die müden Weine; Borne mit Kronwetterschall Ritt der große General, Rümlich Herr von Trofsha.

Als der Sieg nicht wollte kommen, Hing Herr Trofsha an zu brummen, Stieg von seinem Feldherrnrost, Jog darauf mit kleinem Troz Wieder in die Heimat.

Doch es blieb zu Selbentaten Immer noch ein Heer Soldaten; Oberst Deimling führt sie an, Leits zu Pferd und teils per Bahn, An die fünfzehntausend.

Siegen tun sie zwar fast täglich, Der Erfolg jedoch ist läglic, Denn die Hottentotten sind Meist verbüßt sehr geschwind Seitwärts in die Büsche.

So geht's schon seit ein paar Jahren Und wir müssen es erfahren, Daß uns diese Wüstenei Eigentümlich sehr teuer sei Und uns gar nichts angeht.

Wägen die kolonialen Karren nur die Steuer zahlen, Daß die Brauerei gedeiht Und die Hottentoterei — Uns soll keiner schröpfen!

Aus allen Gebieten.

F. L. Die Kometen charakterisieren sich für den Anblick mit unbewaffnetem Auge durch die Nebelhülle oder den Kopf und den schwächer leuchtenden, mehr oder minder langen Schweif, von den Chinesen „Wesen“ genannt.